

Abend-



Zeitung.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

7.

Donnerstag, am 15. Februar 1849.

### Chateaubriand.

Memoires d'outre-tombe, par M. de Chateaubriand. Vol. I. II. 848.

Wer nur einige Schriften von Chateaubriand gelesen, weiß, schon ehe er sich mit den Memoires d'outre-tombe näher bekannt gemacht hat, daß ihm hier nicht die Ergebnisse einer in sich geschlossenen und Alles umfassenden Weltanschauung geboten werden, sondern einzelne Meditationen und Gefühls-Ergüsse eines gebildeten, geistreichen und und poetisch begabten Mannes. Chateaubriand wird von seinen Landsleuten Philosoph genannt, d. h. ein denkender Beobachter von Menschen und Dingen. Er sucht nicht in der Welt den vernünftigen Zusammenhang, sondern begnügt sich, die einzelnen Erscheinungen auf eine sinnige Weise zu betrachten. Weil sein ganzer Standpunkt ein rein subjektiver ist, weil er die letzte Entscheidung dem Gefühl überläßt, so kommt es, daß wir in seinen Schriften neben den treffendsten Urtheilen, den tiefstinnigsten Wahrheiten, so viel Oberflächliches und Verkehrtes finden, gediegenes Gold und Edelsteine, vermischt mit Blei und schlechten Kieselsteinen. Es würde ein verdienstliches Werk sein, die Schriften

Chateaubriand's zu excerpieren, und so unserer Generation, der es an Zeit und Geduld gebricht, seine dreißig Bände durchzulesen, die Früchte eines edlen Geistes genießbarer zu machen. Eine besonders ergiebige Ausbeute an einzelnen echt poetischen Schilderungen, anregenden Gedanken und geistreichen Aphorismen würden für eine solche Sammlung diese Memoires gewähren, in denen der Verfasser den ganzen Inhalt seines langen, vielbewegten Lebens darstellt: „Keine Phantastik“, sagt mit Recht einer seiner Biographen, „kann einen Roman erdenken, welcher dieser Wirklichkeit zu vergleichen ist. Chateaubriand ist einmal der Vater der jungen Literatur, derjenige, welcher einer der Ersten den Schild gegen die alte Poesie und Philosophie erhob, und ein neues glänzendes Banner aufgepflanzt hat; aber dann ist er auch Zuschauer und Spieler in der großen socialen und politischen Tragödie unserer Zeit gewesen, dieses wahrhaft göttlichen Trauerspiels, darum so gewaltig, weil es eine Welt ist, die als Opfer fällt. Chateaubriand hat das alte Régime gesehen und in den königlichen Wagen steigen dürfen; er hat mit Mirabeau gespeist und vor Danton's schrecklichen Worten gebebt; nachdem er vom Niagara bis nach Florida geschweift, ist er nach Europa

geeilt, um den Emigrantenkrieg mitzumachen, und darauf hat er auf fremdem Boden sein Brot mit Thränen gegessen; — er hat den ersten Konsul wie die Bourbons als Gesandter vertreten, und von der Tribüne und dem Journal, wie vom königlichen Cabinet aus auf die öffentliche Meinung wie auf die Geschichte seiner Zeit mächtig eingewirkt; — er hat dem jungen Europa gegenüber die Vertheidigung des Christenthums und der Monarchie übernommen und dem alten von der Freiheit gesprochen; er ist von den verblendeten Bourbons, denen er sein Talent als Almosen dargebracht, als lästige Kassandra verstoßen, von dem siegreichen Volk, das er in's Angesicht beleidigt, auf den nervigen Armen im Triumph getragen worden; — er hat fast mit allen Männern verkehrt, die zu unserer Zeit eine bedeutende Rolle gespielt haben, von Washington bis auf Napoleon, von Pius VII. bis auf Gregor XVI., von Mirabeau und von B. Constant bis auf Pitt, Fox und Burke, von Bolivar bis auf Mehmed von Aegypten; er hat die Meere der alten und neuen Welt durchsegelt und auf dem Boden dreier Erdtheile gewandelt, Rom und Athen, Memphis und Karthago, Granada und Jerusalem gesehen und in der Hütte des Huronen wie unter dem Zelte des Arabers geruht; er hat Belagerungen und Hoffesten, Kongresse und Konklaven beige- wohnt und weiß, wie man Könige und Päpste macht; — er hat in der Fülle des Reichthums gelebt und vor Kälte und Hunger gezittert; — er hat überall und immer Opposition gemacht und die Ehre gehabt, sein ganzes Leben hindurch allen Mittelmäßigkeiten verhaßt zu sein. — In allen diesen verschiedenen Lagen, im Glück und im Unglück, als Minister und als einfacher Privatmann, hat er immer den Ruf eines reinen, fleckenlosen Charakters bewahrt. Einem Volke angehörig, welches durch seine zahllosen Revolutionen politisch so demoralisirt ist, daß der Bruch der heiligsten Eide als ein ganz gewöhnliches Ereigniß betrachtet wird, bewahrte er die Treue einer vertriebenen Königsfamilie, welche früher geleistete Dienste ihm mit Undank gelohnt hatte. In Hinblick auf diese Ehrenhaftigkeit, welche den Kern seines Wesens ausmacht, entschuldigen wir gern einzelne kleine Fehler und Schwächen, die uns der Charakter

dieses Mannes zeigt, so vor Allem seine Eitelkeit, die uns in ihrer Naivetät viel mehr belustigt, als abstößt.“

Die beiden ersten Bände der nach dem Tode Chateaubriand's erschienenen Memoiren reichen bis zum Jahre 1792 und umfassen die ersten 24 Jahre seines Lebens. Er erzählt uns hier von den Spielen des Kindes und den Idealen, welche dem Jüngling vorschwebten. Er beschreibt den Untergang des alten Frankreichs, dem er selbst durch seine Geburt und seine ganze Lebensstellung angehörte, und schildert den Anbruch einer neuen Zeit, die Bestrebungen eines neuen Geschlechts, denen auch sein Herz anfangs sich zuwandte. Seine Darstellung fesselt sowohl durch den Reichthum des Stoffes, durch den Gehalt der Gedanken und Reflexionen, welche sich an die Gegenstände der Erzählung knüpfen, als durch den eigenthümlichen Zauber des Ausdrucks. Die französische Sprache, in der wir eine kalte, herzlose, blasirte Salondame zu erblicken gewohnt sind, erscheint uns hier als eine träumerische Jungfrau voll naiver Anmuth und geheimnißvoller Reize. Chateaubriand's Art zu denken und zu schreiben hat einen erotischen Duft, der uns berauscht und unsere Kritik beim Lesen gefangen nimmt. Diese blühende bilderreiche Sprache erinnert zugleich an die üppigen Magnolien-Wälder der Mississippi-Ufer und an die märchenhaften Gefilde des Morgenlandes.

Francois René Vicomte de Chateaubriand, wurde den 4. September 1768 zu St. Malo in der Bretagne geboren. Die Bretagne ist die romantische Provinz Frankreichs. Ihr gehören die meisten seiner Romanciers an, und sie wird am liebsten von den französischen Schriftstellern zum Schauplatz ihrer Romane gewählt. Die Chateaubriand's gehörten zu einem der ältesten und vor Zeiten mächtigsten Adels-Geschlechter des Landes. Aber durch zahlreiche Erbtheilungen hatte sich das Vermögen der einzelnen Familienzweige zersplittert, so daß die Erbschaft, welche auf den Vater Chateaubriand's fiel, in nichts, als in einen stattlichen Stammbaum bestand. Der rastlosen Thätigkeit dieses Mannes war es zwar gelungen, sich so viel zu erwerben, um eines der alten Familiengüter, Combourg, wieder zurück zu

kaufen, aber er brachte es nie zu der Erfüllung seines heißesten Wunsches, seinen alten Adel durch äußeren Glanz repräsentiren zu können. Er hatte sechs Kinder, unter denen Francois René das jüngste war. Auf die erste Jugendbildung des jungen Chateaubriand wurde wenig Sorgfalt gewandt. Er brachte seine Zeit hin in Spielen und Schlägereien mit den Straßenjungen von St. Malo oder irrte einsam, seinen Träumen nachhängend und der Melodie der Wellen lauschend, am Meeresufer. Schon in frühesten Kindheit zeigte sich bei ihm jener elegische Zug, eine besondere Vorliebe für die Einsamkeit und die Abneigung gegen die Freuden der Welt. Auf jeder Seite der Memoiren (um das gleich hier zu bemerken) begegnen wir dem Ausdruck der inneren Zerrissenheit, eines Welt Schmerzes, der das ganze menschliche Leben nur als eine Reihe von Leiden und Prüfungen betrachtet, und eine souveräne Verachtung für alles das, wonach sonst die Menschen streben, an den Tag legt. Wir lassen hier eine kleine Auswahl von solchen Stellen, in welchen sich diese trübsinnige Weltanschauung auf eine besonders prägnante Weise ausspricht, folgen. Einige derselben sind aus einer echt poetischen Auffassung des Lebens geflossen:

„Die ganze Bevölkerung der Erde“, sagt Chateaubriand, „wird auf eilf bis zwölftausend Millionen geschätzt. Jede Sekunde stirbt ein Mensch, also jede Minute unseres Daseins, unserer Scherze und unserer Freuden bringt zugleich sechzig Menschen den Tod, sechzig Familien Schmerzen und Thränen. Das Leben ist eine ewige Krankheit. Diese lange Trauerkette, die uns umschlingt, wird nirgend unterbrochen, sie wird immer größer, und wir bilden selbst ein Glied in ihr.“

„Die Erde ist doch die gütigste Mutter; wir gehen aus ihrem Schooße hervor, während unserer Kindheit nährt uns ihre Brust mit Milch und Honig, sind wir älter geworden, gewährt sie uns klares Wasser und süße Früchte; überall bietet sie uns den Schatten, das Bad, den Tisch und das Bett, nach unserem Tode öffnet sie sich für uns und breitet über unseren Leib eine Decke von Rasen und Blumen, während sie uns im Geheimen in sich auflöst, um uns unter einer neuen reizenden Gestalt wieder auferstehen zu lassen.“

„Es liegt in meinem Wesen, daß ich kein Glück zu benutzen weiß, daß mich nicht reizt, was Andere reizt. Abgesehen von der Religion, glaube ich an Nichts. Schäfer oder König, was hätte ich mit meinem Scepter oder Hirtenstabe thun sollen? Ruhm und Genie, Arbeit und Müßiggang, Freude und Noth würden mich auf gleiche Weise unbefriedigt gelassen haben. Nichts zieht mich an, ich fühle mit Schmerz meine Gleichgültigkeit gegen Alles, und wohin ich fliehe, verfolgt mich mein Ueberdruß am Leben.“

„Während unseres ganzen Lebens irren wir nur am Rande des Grabes umher, unsere verschiedenen Krankheiten sind Windstöße, die uns mehr oder weniger dem Hasen nähern.“

„Der Tod ist schön, er ist unser Freund, dessen ungeachtet erkennen wir ihn nicht wieder, weil er sich unter einer Maske zeigt, die uns erschreckt.“

„Ich kenne in der Geschichte keinen Ruhm, der für mich Reiz hätte, und lägen die größten Ehren der Welt vor meinen Füßen, so würde ich es nicht der Mühe werth halten, mich nur zu bücken, um sie aufzuheben. Wenn ich mich selbst geschaffen hätte, so würde ich mich vielleicht zur Frau gemacht haben; oder hätte ich mich zum Mann geschaffen, so hätte ich mir vor allen Dingen Schönheit verliehen, und dann aus Vorsorge gegen die Langeweile und den Lebensüberdruß, meine beiden erbittertsten Feinde, würde ich mich zum Künstler bestimmt haben, der aber, von Niemanden gekannt, sein Talent nur in der Einsamkeit für sich selbst ausübt. Im Leben, wenn man es des eiteln Schimmers entkleidet und es nach seinem wahren Maasse mißt, giebt es bloß zwei wahre Dinge, die Religion mit der Vernunft und die Liebe mit der Jugend, d. h. die Zukunft und die Gegenwart, alles Uebrige lohnt nicht der Mühe.“

„Abgesehen von der Religion, besteht das Glück darin, nichts von sich zu wissen, und zu sterben, ohne das Leben gekannt zu haben.“

„Wie sehne ich mich inmitten meines eiteln Glanzes nach meinen alten Schmerzen und Thränen, nach jener Zeit, in welcher ich meine Leiden mit einer ganzen Kolonie von Unglücklichen theilte. Es ist also doch wahr, daß Alles wechselt, daß selbst das Unglück vergeht wie die Freude.“

„O Gott, wo soll ich mich verstecken, wer wird mich befreien, mich diesen Verfolgungen entziehen. Kommt zurück, schöne Tage meines Glendes und meiner Einsamkeit! Erscheint mir wieder, Gefährten meiner Verbannung u. s. w.

Diese letzteren Zeilen schrieb Chateaubriand, als er im Jahre 1822 französischer Gesandter in London war. Er verwünscht den Glanz seiner Würde, die Ehren und Festlichkeiten, mit denen man ihn in England überschüttete, und ruft jene Zeiten zurück, wo er, ein armer Flüchtling, nach London kam und dort im tiefsten Glend lebte. Und doch kann er es nicht verbergen, daß ihm diese Huldigungen, von einer ganzen Nation dargebracht, gar nicht gleichgiltig sind, daß sein Ehrgeiz Befriedigung darin findet, Pair von Frankreich und Gesandter des Allerchristlichsten Königs zu sein. So kokettirt Chateaubriand mit seinem Unglück, das doch zum großen Theil nur ein eingebildetes ist. Es ist sonderbar, daß bei den Franzosen, die doch sonst ein so feines Gefühl für jedes Ridicule haben, noch nicht jener Welt-schmerz, der bei uns längst seinen Kredit verloren hat, dem Fluch der Lächerlichkeit anheimfiel. Die namhaftesten Schriftsteller Frankreichs erzählen am liebsten dem Leser ihre Schmerzen, sie gefallen sich in einem gemachten Unglück und tragen dasselbe gern zur Schau als eine Folge ihrer feineren geistigen Organisation. Diese lächerliche Affectation, welche Chateaubriand mit der George Sand, Victor Hugo, Lamartine und vielen Anderen theilt, stößt uns so ab, daß wir, durch solchen abstrakten Idealismus gelangweilt, uns fast nach der epikuräischen Frechheit eines Dumas sehnen könnten und kaum Unbefangenheit genug übrig behalten, um dem vielen Trefflichen, welches ihre Schriften enthalten, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Der junge Chateaubriand wurde zur Marine bestimmt und kam in seinem zwölften Jahre auf die Schule zu Dol und von dort auf das Kollege nach Rennes, wo er Moreau's Mitschüler war. Als es nun aber galt, in die Marine wirklich einzutreten, fand Chateaubriand, daß er zu diesem Berufe keine Lust habe, und kehrte eines Tages plötzlich von Brest nach Combourg zurück; ebenso erging es ihm mit der Theologie,

zu der ihn nun sein Vater bestimmte; auch auf dem Seminar hielt er nicht lange aus. Die nächste Zeit blieb er in Combourg, und seine Beschreibung von dem öden, monotonen Leben, welches er in diesem weitläufigen mittelalterlichen Schlosse führte, ist vortrefflich. Den Tag über las er auf seinem Thurm oder schweifte durch die umliegenden Fluren und Wälder, nach dem Abendessen vereinigte sich die ganze Familie, nemlich die Eltern, er und seine Schwester Lucille (die übrigen Kinder waren nicht mehr im väterlichen Hause), während der schönen Jahreszeit auf dem Plage vor dem Schlosse, während des Herbstes und Winters im großen Saal. Man kann sich nichts Melancholischeres denken, als diese langen Winterabende. Während der Vater, ein finsterner und tyrannischer Mann, schweigend, mit großen regelmäßigen Schritten in dem weiten, nur durch eine Kerze erhellenen Zimmer auf und abging, saßen die beiden Kinder stumm am Kamin sich gegenüber, und die Todtenstille wurde nur hin und wieder durch einen Seufzer der Mutter gestört; beim ersten Glockenschlag der eilften Stunde entfernte sich der Vater, hiermit war der Zauber gebrochen, und die Zurückgebliebenen entschädigten sich nun durch eifriges Gespräch für den ihnen auferlegten Zwang.

Es war natürlich, daß durch ein solches Leben die Gleichgiltigkeit Chateaubriand's gegen die Außenwelt und sein Hang zum thallosen Brüten über sich selbst immer mehr sein ganzes Wesen ergriff. Die einzige Anregung, welche er in jener Zeit empfing, verdankte er seiner Schwester Lucille, mit der er zusammen träumte und dichtete. Sie war die erste, welche den Bruder veranlaßte, seinen Gefühlen einen poetischen Ausdruck zu leihen. Nach und nach gewannen die formlosen Bilder, die unbestimmten Wünsche, welche das Herz des jungen Dichters bewegten, eine deutliche Gestalt, eine ausgesprochene Richtung; die Liebe war es, in der er das Ende der Schwermuth und Trostlosigkeit, die ihn verzehrte, zu finden glaubte. Es war aber nicht die Liebe zu einem bestimmten Mädchen, sondern vielmehr zu einem idealen Wesen, einem Geschöpf seiner Fantasie, welches sie freigebig mit allen Reizen der Jugend und Schönheit schmückte. Die Leidenschaft für dieses Traum-bild nahm in ihm so überhand, daß er in einen

stillen Wahnsinn verfiel und der Entschluß in ihm aufstieg, aus einem Leben freiwillig zu scheiden, daß ihm doch nichts weiter böte, als Schmerzen und Täuschung. Er lud ein Jagdgewehr, lehnte die Stirn auf die Mündung und stieß den Kolben zu wiederholten Malen an einen Baumstamm. Da es sich nicht entlud, glaubte er darin den deutlich ausgesprochenen Willen der Vorsehung zu erblicken, die ihm auferlege, weiter zu leben.

Dieser ganze Abschnitt der Memoiren, die Schilderung der sanften und träumerischen Lucille, die Beschreibung der inneren Kämpfe und besonders jener romantischen Liebe, zeichnen sich durch eine vollendet schöne Sprache und durch einen Zauber der Darstellung aus, welche jeden Leser ergreifen müssen.

Nachdem Chateaubriand noch verschiedene abenteuerliche Pläne, wie nach Indien zu gehen und ähnliche, entworfen hatte, rief ihn sein Vater eines Tages zu sich, gab ihm einen Degen und hundert Louisd'ors und kündigte ihm an, er solle sich bereit zur Abreise machen, da ihm im Regiment Navarra eine Unterlieutenantsstelle bestimmt sei.

Seit jener Zeit hielt er sich abwechselnd in verschiedenen Garnison-Orten in der Bretagne und in Paris auf. Er wurde Ludwig XVI. vorgestellt, aber die Hofluft war nicht die Atmosphäre, in welcher der junge Dichter sich behaglich fühlen konnte, er hielt sich deshalb, trotz aller Vorstellungen seines Bruders, der ihm durchaus eine glänzende Karriere eröffnen wollte, von Versailles zurück. Unter den Freunden, welche Chateaubriand in Paris gewann, war der bedeutendste der lebenswürdige Malesherbes, dessen Nichte sein Bruder geheirathet hatte. Malesherbes förderte in dem Jüngling die Lust zu weiten Reisen und erweckte in ihm den Gedanken, eine nordwestliche Durchfahrt vom atlantischen nach dem Stillen Meere zu suchen. Man wird sich darüber wundern, daß Chateaubriand, ein Verehrer Rousseau's und den liberalen Ideen ergeben, welche damals in Frankreich, namentlich in den höheren Klassen der Gesellschaft, verbreitet waren, an eine ferne Entdeckungsreise denken konnte, während im Vaterlande diejenige Umgestaltung der Dinge einzutreten schien, auf welche alle Besseren schon

längst gehofft hatten; aber er war kein Staatsmann, kein Philosoph, sondern ein Dichter; er schwärmte für die Freiheit so lange, als ihr Bild in idealischer Ferne ihm vorschwebte; die prosaische Wirklichkeit stieß ihn ab.

Zudem nahm die französische Revolution gleich von vorn herein einen Charakter der Gewaltthat und Zerstörung an, welcher das zärtliche Herz des Dichters verletzen mußte. Er sagt selbst bei dieser Gelegenheit: „Die Unabhängigkeit meines Charakters sympathisirte mit denjenigen Gefühlen und Bestrebungen, aus welchen zuerst die Revolution hervorging; diese Abneigung wurde noch durch den natürlichen Widerwillen, welchen ich gegen den Hof empfand, genährt. Die Revolution würde mich mit fortgerissen haben, wenn sie sich nicht gleich mit Verbrechen besleckt hätte, ich sah den ersten blutenden Kopf auf einer Pike herumschleppen, da wandte ich mich ab. Denn niemals wird der Mord in meinen Augen ein Gegenstand der Bewunderung und ein Argument der Freiheit sein, ich kenne Nichts, was serviler, verächtlicher, niederträchtiger und bornirter wäre, als ein Terrorist. Habe ich nicht in Frankreich diese ganze Sippschaft von Brutussen im Dienste Cäsar's und seiner Polizei erblickt. Alle jene Volksbeglucker, Reformatoren und Mörder hatten sich in Lakaien, Spione und Sykophanten, oder gar in Herzöge, Grafen und Barone verwandelt. Welches Mittelalter!“ Chateaubriand sah deshalb bloß den ersten Akt des großen Revolutionsdrama's, und drei Tage nach dem Tode Mirabeau's, von dem sich in den Memoiren eine treffliche Charakteristik findet, schiffte er sich in St. Malo nach Baltimore ein.

Wir können nicht umhin, aus jener Zeit noch eine Schilderung des geselligen Lebens mitzutheilen, die in mehr als einer Hinsicht auch auf die Zustände paßt, aus welchen wir kaum heraustrreten sind. „Als ich vor der Revolution“, sagt Chateaubriand, „die Geschichte von inneren Unruhen und Kriegen las, begriff ich nicht, wie man in solchen Zeiten leben konnte. Ich staunte, wie Montaigne so dreist und sorglos in einem Schloß schrieb, aus dem er sich nicht entfernen durfte, ohne sich der Gefahr auszusetzen, durch feindliche Banden fortgeschleppt zu werden. Die

Revolution hat mich diese Möglichkeit, zu existiren, begreifen gelehrt. Kritische Zeiten steigern in dem Menschen die Lebenskraft. In einer Gesellschaft, welche sich auflöst und sich zugleich erneuet, erzeugt der Streit zwischen den beiden feindlichen Prinzipien, der Zusammenstoß der Vergangenheit und der Zukunft, der Kampf der alten und neuen Sitten, eine vorübergehende Mischung, welche jeden Augenblick ein neues Interesse gewährt. Die Leidenschaften und Charaktere zeigen sich mit mehr Energie, als sonst, wenn Alles seinen regelmäßigen Lauf nimmt. Der Bruch des Rechts, die Verletzung aller Pflichten, Gebräuche und Sittlichkeit, und selbst die Gefahren erhöhen das Interesse dieser Verwirrungen. Die menschliche Gesellschaft hat Ferien und geht auf den Straßen spazieren, von ihren Pädagogen befreit, tritt sie einen Augenblick in den Naturzustand zurück und fühlt nur dann wieder die Nothwendigkeit von gesetzlichen Schranken, wenn sie das Joch neuer Tyrannen, welche aus der Anarchie hervorgingen, tragen muß.“

In Amerika vergaß Chateaubriand bald seine abenteuerlichen Entdeckungsgedanken, er fand aber dort statt der nordwestlichen Durchfahrt eine neue Boesie; bei allen unerwarteten Erscheinungen, die sich seinen Blicken zeigten, erschloß sich seiner Seele eine bisher noch nicht geahnte Welt. Auf jedes empfängliche Gemüth muß Amerika mit seiner erhabenen Natur, in der noch der Athem der Schöpfung weht, und wiederum einer auf das höchste getriebenen Civilisation mit seinem Gegensatz zwischen einer dahinsterbenden Urbevölkerung und jener aufstrebenden Nation, die dort eine neue Heimat gefunden, einen überwältigenden Eindruck machen. Es stehen sich hier zwei Welten ohne alle Vermittelung schroff gegenüber. In neueren Reisebeschreibungen lesen wir, daß den Europäer nichts mehr überrascht, als jener unmittelbare Wechsel zwischen äußerster Kultur und natürlicher Wildheit; man fliegt auf Eisenbahnen an Urwäldern vorbei, auf den Stationen präsentiren uns in zierlichen Tassen elegant gekleidete Kellner Gefrorenes, und daneben stehen die rothen Söhne der Wildniß, die dem Reisenden Thierfelle und Binsengeflechte zum Kauf anbieten. Chateaubriand eilte sobald wie möglich in die Wildniß, um der

Civilisation zu entkommen. Als er zuerst den Urwald betrat, ergriff ihn, wie er sagt, ein Freiheitstaumel. Er wandte sich rechts und links, eilte von Baum zu Baum, indem er sich zurief: hier giebt es keine Wege mehr, keine Städte, keine Monarchieen, Republiken, Präsidenten, keine Könige, keine Menschen. Nicht weit hinter dem Niagara-Fall, wo seine Tollkühnheit ihm fast das Leben gekostet hätte, verließ ihn sein Bedienter, und er irrte nun, ganz seiner Umgebung folgend, bald allein, bald einem Indianerstamme oder reisenden Kaufleuten sich anschließend, in der Wildniß umher. Das Leben und die Sitten der Indianer, dieses unglücklichen Volkes, welches durch die Berührung mit der Civilisation auf den Tod erkrankt ist, mußte die Phantasie Chateaubriand's, des „poëte des toutes les ruines“, in besonders hohem Grade beschäftigen; er ging mit ihnen auf die Jagd und auf den Fischfang, ließ sich von den Männern alte Geschichten aus besseren Zeiten erzählen und flocht mit ihren Töchtern Blumenkränze. Auf einer seiner Streifereien begegnete er mitten unter herumziehenden Indianerfamilien zwei jungen reizenden Floridanerinnen, deren Liebe er bald gewann, aber die Eifersucht ihrer Begleiter trennte sie bald von dem schönen Fremdling, und so blieb ihm von ihnen nichts übrig, als die wehmüthige Erinnerung an das flüchtige Glück einiger Augenblicke. Wie ein Paar liebliche Schatten, die eben so bald wieder verschwanden, als sie erschienen waren, durchkreuzten sie seine Bahnen. Wie stark übrigens der Eindruck war, den die holden Naturkinder auf Chateaubriand's Herz gemacht, beweisen seine Dichtungen. Es waren Atala und Celuta, die er gefunden.

Als er nach mühsamer Wanderung eines Tages in ein Blockhaus einkehrte, gerieth ein englisches Zeitungsblatt in seine Hände, und sogleich fielen seine Augen auf einen Artikel mit der Ueberschrift: „Flucht und Gefangenschaft Ludwig's XVI.“ Kaum hatte er die Leidensgeschichte des unglücklichen Königs gelesen, als sein Entschluß feststand, die Urwälder, in denen er so lange geträumt hatte, zu verlassen und gegen die Revolution zu kämpfen. Er schiffte sich im December 1791 ein und kehrte, nachdem er an den Küsten der Bretagne fast Schiffbruch gelitten hätte, in den ersten Tagen des

Jahres 1792 nach Frankreich zurück. Der Capitain hatte ihn, der seine Reise nicht im voraus bezahlen konnte, auf Kredit an Bord genommen. Die amerikanischen Wanderungen hatten sein Vermögen aufgezehrt, und kurz nach seiner Rückkehr verheirathete er sich deshalb auf den Wunsch seiner Familie mit einer reichen Erbin. Chateaubriand empfand weder Liebe noch Abneigung zu der ihm bestimmten Frau; er ließ sich diese Vermählung als ein Mittel gefallen, seine erschütterten Verhältnisse wieder herzustellen. Bevor er sich nun in das Lager der Prinzen wand, reiste er noch ein Mal nach Paris, um sich dort die Lage der Dinge in der Nähe anzusehen.

B. St. A.

### Wandernde Krämer in den vereinigten Staaten von Nordamerika.

In den vereinigten Staaten, wo die Farmer und Pflanzler nicht, wie in Europa, in Dörfern und Marktflecken zusammen, sondern vereinzelt auf ihrem eigenen Lande und von Dörfern umgeben wohnen, ist natürlich der Handel und Verkehr zwischen den verschiedenen, isolirt liegenden, und oft meilenweit von einander getrennten Besitzungen, wenn auch nicht gehindert, doch sehr erschwert und feststehende Kaufläden könnten nur denen zum Nutzen und zur Bequemlichkeit gereichen, deren Anstiedelung sich gerade in ihrer Nähe befänden.

Da nun aber der Farmer nicht gerne sein Land verläßt, an das ihn dringende Arbeiten fesseln, um irgend einen kleinen unbedeutenden Gegenstand, den er vielleicht auch entbehren kann, einzukaufen, und sich lieber einmal eine Zeit lang ohne solche Gegenstände behilft, die er sich, wenn er sie eben bei der Hand hätte, wirklich anschaffen würde, so fanden es die Handelsleute bald für nöthig, anstatt auf seinen Besuch zu warten, ihn selbst aufzusuchen, und durchzogen nun entweder in eigener Person mit ihren Waarenpacken das Land, oder schickten ihre Leute aus, während sie dem Laden zu Hause vorstanden.

Vorzüglich fanden die Deutschen an dieser Beschäftigung Geschmack, besonders waren es unter diesen die Israeliten (denn von all' den wandernden Krämern in ganz Amerika sind kaum ein Zwanzigstel Christen), und von New-York und New-Orleans, später von Cincinnati aus durchstreiften sie mit unermüdlicher Ausdauer jeden Winkel der Union.

Der Handel ist das Lebensprinzip der Israeliten, davon liefert Amerika den unleugbaren Beweis; dort wird ihnen keine Schranke gesteckt, in der sie sich bewegen müssen, dort sind sie durch Vorurtheile oder Gesetze an keine Beschäftigung, an kein Gewerbe gebunden, sie stehen mit der ganzen übrigen Bevölkerung auf Einer Stufe. Was sie aber auch im Vaterlande getrieben haben mögen, welches Handwerk, welche Kunst, es bleibt sich gleich; in Amerika, wo sie wählen dürfen, greifen sie nach dem Handel und werden mit sehr wenigen Ausnahmen Kaufleute, oder geht das nicht, Krämer und Hausirer, wie man sie dort nennt: „Bedlars“. Zwar ist ein kleiner Theil dieser Bedlar, wie schon gesagt, Christen, ein anderer besteht aus Amerikanern, doch dieser sind wenige und sie verlieren sich so sehr unter der Masse, daß sie kaum einer Erwähnung verdienen.

In einem der Seehäfen angekommen, besteht ihre Baarschaft (denn wir haben es hier mit den wandernden Krämern, also der ärmern Klasse zu thun), gewöhnlich noch aus wenigen Dollars, mit denen sie denn auch nicht säumen, ohne weiteren Zeitverlust ein Geschäft zu beginnen. Ein schmaler Korb (zum Umhängen) wird vor allen Dingen angeschafft, da hinein ein kleiner Vorrath von etwas Brot und Zwirn, einige Kämmen und Zahnbürsten, Hosenträger und Zahnstocher, wunderbar schimmernde Hemdenköpfschen und Näh- und Stecknadeln und andere derartige Sachen gekauft, und der Weg zu ihrem Glücke ist gebahnt. Noch versteht der angehende Kaufmann keine Sylbe von der Sprache des Landes, daß er jetzt zu seiner Heimath gemacht hat, yes und no und noch ein paar kleine Hilswörter, wie: very cheap (sehr billig) und very goot (sehr gut) ausgenommen, mit einer liebenswürdigen Dreistigkeit aber sucht er vorzüglich die amerikanischen Häuser auf (die Deutschen selbst sind schlechte Kunden), und knüpft

hier mit der Hilfe von solch' barbarischen Wörtern und lebensgefährlichen Gestikulationen ein Gespräch an, daß die Leute, wenn sie nicht den ohne Weiteres Eintretenden beim ersten Anlaufe aus der Thüre werfen, sehr häufig geneigt sind, eine Kleinigkeit zu kaufen, die sie natürlich im Leben nicht benützen können, bloß um das Mienen- und Geberdenspiel, wie die außerordentliche Unterhaltung des jungen Amerikaners eine kurze Zeit zu genießen.

Das dauert aber nur wenige Monate; in fast unglaublich kurzer Zeit lernt der Pedlar die Landessprache wenigstens so weit, daß er sich verständlich ausdrücken kann, und nun beginnt das eigentliche Leben desselben. Wie der Schmetterling aus der Puppe, so kriecht er, mit seinem mächtigen Packe und einem tüchtigen Wanderstabe versehen, aus den Straßen der engen Stadt hervor und flattert, wenn man überhaupt mit einem Waarenballen von einigen 60 Pfund auf den Schultern flattern kann, hinaus in's Weite, den fernwohnenden Farmern das an Herrlichkeiten zuzutragen, was er entweder auf Auktionen mit baarem Gelde eingekauft, oder von bekannten Kaufleuten auf Kredit erhalten hat.

In dem Staate, in welchem er Handel treibt, muß er freilich eine bestimmte Taxe entrichten, weiter ist er aber auch an nichts gebunden, und kann an Waaren ausbieten, was ihm nur immer, und wo es ihm beliebt; deshalb haben sie sich auch über die ganzen östlichen, südlichen und mittleren Staaten ausgebreitet, und nur die ganz westlich liegenden größtentheils den Amerikanern überlassen, da dort die Gegend noch zu unbekannt ist, und ihnen der Anblick von wilden Thieren, die, wenn auch einzeln, doch dann und wann umherstreifen, keineswegs zu behaglich scheint.

Natürlich wählt sich der Pedlar stets den Strich des Landes, auf welchem die meisten Ansiedelungen liegen, und der noch am wenigsten von seinen Kollegen heimgesucht ist; dort geht er dann von Farm zu Farm und fragt, ob die Inwohnenden etwas von Waaren nöthig haben. Gewöhnlich lautet die Antwort: „Nein!“ da aber der Mann selten zu Hause ist, und die Frauen stets — gerne sehen möchten, was der Krämer denn eigentlich in dem großen, schweren Packe

für Kostbarkeiten verborgen trägt, so erhält dieser leicht die Erlaubniß, seinen Ballen zu öffnen, und seine Waaren auszubreiten. Erhält er die übrigens auch nicht, so bleibt sich das im Grunde dennoch gleich, denn öffnen thut er ihn doch und seine Sachen zeigt er auch vor, ehe er geht, Stück für Stück, ob er nun freundliche oder mürrische Zuschauer um sich sieht.

Das Ausbreiten der Waaren in einsamer, den Städten fernliegender Hütte hat aber seinen doppelten Nutzen; erstlich sehen die Bewohner derselben so viele Sachen, welche sie gut gebrauchen können, ja, deren sie wohl gar nothwendig bedürfen, vor sich, und werden dadurch an manche Kleinigkeit erinnert, die sie sonst vergessen hätten, und dann gewinnt auch die Waare selbst, in der unscheinbar niedern Hütte, auf dem rohen Holztische, in der ganzen hausbackenen Umgebung zur Schau gestellt, ein ganz anderes Ansehen. Wie verführerisch glänzen die schlidpattähnlich gemalten Hornkämme, von dem schlauen Krämer gegen den dunkeln Scheitel des neben ihm stehenden erröthenden Mädchleins gehalten; wie feenhaft zauberisch glitzern die mächtig großen Vorstecknadeln und Ohrgehänge auf den sauber gebürsteten, schwarzen sammtmanchesternen Kissen und die goldenen Ringe mit den Brillanten und Rubinen auf der schwarzen Rolle aufgereiht wie Brezeln am Fenster eines Bäckerladens; welche kaum geahnte Pracht eröffnet sich nicht in den jetzt aufgeschlagenen Zickzack und unzähligen Monden und Sternen, selbst der älteren Farmerfrau ein lautes „Ach!“ der Bewunderung entlocken, und dann erst gar die seidnen Halstücher und Bänder, die Perlmutterknöpfe und Haarnadeln mit den kleinen farbigen Glaskugeln oben darauf, die Haarschleifen und Armbänder, die Ketten und feuerstrahlenden Ohringe, das alles muß in einem solchen Blockhause, mitten im Walde gesehen werden, um ganz den, wenigstens für den Verkäufer wünschenswerthen und günstigen Eindruck hervorbringen.

Der Pedlar läßt seine Waaren gewöhnlich nur für baar Geld aus den Händen, kennt er aber seine Leute, oder sieht er an der ganzen Umgebung, daß er gerade nicht viel zu fürchten hat, so kreditirt er wenigstens einen Theil derselben, was ihm zu gleicher Zeit Entschuldigung für

einen zweiten Besuch gewährt. Ein Anderes ist es mit den „Jewelry pedlars,“ oder denen, die nur goldene Schmuckwaaren, einige Taschenuhren und silberne Löffel führen. Diese geben nie Kredit, weil sie aus sehr vernünftigen Gründen nie ein und denselben Ort zwei Mal besuchen, sie trauen dem Frieden nicht recht, und sind selten geneigt, dem Manne wieder unter die Augen zu treten, dem sie früher von ihren Waaren verkauft haben.

Der größte Betrug wird in dieser Hinsicht mit den Argentan-Löffeln getrieben, die in den Städten unter dem german silver oder deutsches Silber bekannt sind und wo, besonders in Ohio, den leichtgläubigen Farmern unter dem Vorwande, daß deutsches Silber nur eine andere Art, aber sonst ebenso gut, sei, das Duzend Eßlöffel zu achtzehn und zwanzig Dollars verkauft wurde. Hätten die Gesetze in diesen Fällen wirklich einschreiten wollen, so würden sie nichts haben ausrichten können, denn die Waare war unter dem rechten Namen, „deutsches Silber,“ wenn auch zu einem übermäßigen Preise, verkauft, die Landleute selbst aber, welche mit der Zeit, obgleich erst durch Schaden, klug wurden, schwuren nachher freilich dem Pedlar, sobald er sich wieder blicken lassen würde, furchtbare Strafe zu. Dieser jedoch trieb dann schon in einem andern Staate, entweder weiter westlich oder südlich, wer konnte sagen, wohin er gezogen, sein Wesen, und nur weniger Jahre bedurfte es, so hatte sich der arme Packträger ein Pferd oder gar einen kleinen Wagen angeschafft, auf dem er jetzt seine Waaren in bedeutend größerer und besserer Auswahl durch das Land fuhr. Louisiana besonders wimmelt von diesen Leuten, und es kommt dort vor, daß mehre derselben zusammenlegen und sich ein Pferd gemeinschaftlich kaufen, um ihre Waarenballen fortzuschaffen; das arme Thier ist aber dann wahrlich zu bedauern, denn erstens muß es die sicherlich übermäßige Last und gewöhnlich auch noch abwechselnd einen der hoffnungsvollen Jünger Merkurs schleppen, und nicht selten geschieht es dann, daß solch' ein gequältes Geschöpf zusammenbricht und nicht weiter kann.

In Louisiana besteht der Hauptnutzen des Pedlars in dem Verkehre mit den Meern und be-

sonders den Negerinnen, welche, da sie die Plantagen nicht verlassen dürfen, für alles das, was sie gebrauchen, einzig und allein auf diese wandernden Krämer angewiesen sind. Den jungen Mulattinnen und Mestizen fehlt es daher nie an Geld, besonders wenn sie schön sind, und sie wissen den „Minnesold“ natürlich auf keine andere Art zu verwenden, als daß sie Putz und Kleider dafür einkaufen, die ihnen von den geschäftigen Deutschen in reicher Auswahl zugeführt werden. Grellrothe Tücher, Glasperlen, auffallend bunte Kattune und alle Arten Schmuck finden hier einen ausgezeichneten Markt, und der Nutzen an diesen Gegenständen, die spottbillig auf den Auctionen in New-Orleans eingekauft werden, ist bedeutend. Am meisten verdienen diese Leute aber mit dem verbotenen Handel, wie das fast stets der Fall ist.

Den Negern dürfen sie nemlich keinen Whisky verkaufen, wie überhaupt kein Kaufmann in den Sklavenstaaten, und die Strafen, welche für Uebertretung dieses Gesetzes bestimmt sind, werden sehr streng beobachtet; der Krämer weiß aber der Gefahr entdeckt zu werden sehr gut zu entgehen; Verrath ist von den Negern selbst nicht zu befürchten, und eine mittlere, doppelte Wand im Wagen birgt den geheimen Schatz, aus dem sie heimlich die Flaschen durstiger Sklaven füllen.

Viel bedeutendere Geschäfte machen übrigens in diesem Artikel die großen Flat- und Kielboote, welche für dem heimlich ausgehenden Whisky, wenn sie einmal eine kurze Zeit am Ufer anlegen, Landesprodukte annehmen, als: Hühner, Ferkel, Truthühner, Mais und was die Sklaven sonst selber ziehen oder in der Geschwindigkeit stehlen können, welche Gegenstände der wandernde Krämer freilich nicht im Handel annehmen kann, da er keinen Ort hat, an dem es möglich wäre, diese Sachen zu verbergen, und bliebe ihm, im Fall es entdeckt würde, kein Weg zur Flucht offen, während die Bootleute weiter nichts zu thun haben, als ihr Tau loszubinden, wo sie in wenigen Stunden mit dem Strome hinabtreibend unter der Masse ähnlicher Fahrzeuge verschwinden und vielleicht zehn Meilen weiter unten denselben Handel auf's Neue beginnen.

Wunderbar ist es übrigens in der That, wie viele Pedlars, besonders in einigen Staaten noch,

ihren Lebensunterhalt verdienen können, denn z. B. Louisiana, Ohio, Pennsylvanien und selbst Kentucky sind mit ihnen ordentlich überschwemmt; die Amerikaner kennen sie aber schon, wissen, daß es wirklich positive Unmöglichkeit ist, einen derselben los zu werden, ohne ihm eine Kleinigkeit abzukaufen, und fügen sich auch meistens mit vieler Ruhe in das doch einmal unvermeidliche Schickjal.

Hat sich der Bedlar nun endlich nach langen, mühsam auf der Landstraße durchlebten Jahren etwas erspart, so giebt er das wandernde Leben auf und wird „Storeköper“, d. h. er miethet sich irgendwo an der Dampfboot-Landung eines kleinen Städtchens oder einer Stadt, und ist das nicht möglich, im Innern des Ortes selbst einen Laden und beginnt ein Geschäft mit fertigen Kleidungsstücken incl. Hüten, Mützen, Schuhen, Stiefeln, Messern, Pistolen, goldenen Ringen und Vorstecknadeln. Die sämtlichen Kleiderladen der vereinigten Staaten (es bestehen deren Tausende) gehören auf diese Art, mit nur sehr wenig Ausnahmen, deutschen Israeliten, von denen viele in wenig Jahren ein recht anständiges Vermögen zusammen gescharrt haben, und sämtliche Städte eben dieser Staaten, die an einem Flusse oder sonstigen Wassercourse liegen, sind auf diese Art im wahren Sinne des Wortes mit wehenden und flatternden Kleidungsstücken garnirt, zwischen denen unter jeder Thüre ein mit vieler Aufmerksamkeit frisirter, sehr elegant gekleideter und die rothen Finger mit Ringen, die farbige Weste mit Kette und Vorstecknadeln überladener junger Mann steht und die Vorübergehenden fortwährend mit lauter Stimme einladet, sein wohlaffortirtes Lager u. in Augenschein zu nehmen; ja oft sogar mit wahrer Todesverachtung besonders ärmlich Bekleidete gewaltsam in das Heiligthum seines Verkauflokales hineinzerrt, wo er im düstern Schatten einer Unzahl flatternder Beinkleider das unglückliche Opfer förmlich zu irgend einem Handel zwingt.

Die Kaufleute übrigens, die einst wandernde Krämer gewesen, geben ihren ärmeren, noch umherstreifenden Kollegen selten oder nie Kredit; sie mögen wohl wissen, wie sie es selbst in früheren Zeiten getrieben und wie oft ein solcher nomadischer Händler, wenn er eine Zeit lang Kleinig-

keiten im Vertrauen auf seine Redlichkeit erhalten und verkauft, auch stets richtig bezahlt hat, mit dem ersten größeren Waarenballen spurlos verschwindet und erst wieder in einem andern Staate, wo möglich 5 bis 600 Meilen von dem ersten entfernt, auftaucht. Ihn durch die Gesetze zu verfolgen, ist kaum möglich, der angeführte Kaufmann erfährt vielleicht auch den neuen Aufenthaltsort seines Schuldners erst nach geraumer Zeit, wenn die Schuld selbst schon lange verjährt ist.

Ich war übrigens selbst ein Zeuge, wie mehre Kleiderhändler in New-Orleans eine, wenn auch komische Art Lynchgesetz in Anwendung brachten, um einen Bedlar zu bestrafen, der fünf von ihnen, die sich später alle zufällig in New-Orleans zusammengesunden und festgesetzt hatten, in verschiedenen Städten der vereinigten Staaten um eine nicht unbeträchtliche Summe in Waaren betrogen. Die Schuld war verjährt und in einer Versammlung, vor die er berufen wurde, wurden ihm als Strafe von jeder Hand (es hatten sich etwa achtzehn eingefunden, und ich war eigentlich nur ein zufälliger Zeuge) zwanzig Stockschläge zuerkannt, denen er sich auch, im Gefühle seiner Schuld, geduldig unterwarf. Als aber der vierte, an dem er vorzüglich gesündigt, seinen größern Verlust auch durch stärkere Schläge, als sie der Delinquent wohl erwartete, wieder einzubringen gedachte, lehnte sich dieser höchst unvorhergesehenmaßen gegen die Gewalt auf und faßte den Strafenden mit so schlauem Griffe, daß dieser erschreckt aufschrie, den Stock fallen ließ und froh war, dem kräftigen Schuldner wieder entrisen zu werden. Das schreckte die andern ab und der Bedlar ward in Gnaden, aber mit entsetzlichen Schimpfworten entlassen.

Zwei Arten von Waaren giebt es übrigens, mit denen sich die Deutschen nie oder wenigstens sehr selten befassen, es ist dies der Verkauf von Wand- und Standuhren und Medicinen. Zum ersten Geschäfte sind sie nicht gewandt, zum zweiten nicht unverschämt genug. Diesen Handel haben also die Amerikaner fast allein an sich gerissen, vorzüglich die Yankee's, d. h. die Bewohner der nordöstlichen Staaten, als: Maine, New-Hampshire, Connecticut, Vermont, Massachusetts und Rhode-Island, deren „Klockpedlar“

oder Uhrenkrämer in der ganzen Welt berühmt sind.

Sam Slick hat einen tiefen Blick in ihre Verhältnisse thun lassen, und ich will sie, da sie doch einmal in diese Rubrik gehören, nur kurz erwähnen.

Mit einem kleinen Wägelchen, vor das ein ziemlich gut aussehendes, sonst aber gewöhnlich höchst nichtsnuhiges Pferd gespannt ist, zieht der Uhrenhändler oder Klockpedlar in die weite Welt, und zwar am liebsten in die westlichen und südlichen Staaten hinein; sein Zweck und Ziel ist, Uhren zu verkaufen, und er verkauft sie auch, mag er nun willige oder zähe Käufer finden. Leute, die früher nie auch nur an die Möglichkeit gedacht haben, je eine Summe, die für sie ein Kapital ist, an die Anschaffung eines so leicht entbehrlichen Gegenstandes zu wenden, finden sich plötzlich als Eigenthümer eines solchen Werkes, von dem es ihnen fast wie Zauberei und schwarze Kunst erscheint, wie sie eigentlich und so ganz gegen ihren positiv ausgesprochenen Willen zum Besitze derselben gelangt sind. Da steht es aber jetzt, oben auf einem groben ungehobelten Brette zwischen dort aufgehängenen Hirsch- und Waschbärfellern so ruhig und gemüthlich mit seinem stillen, selbstzufriedenen Licktack, als sei es etwa 1500 Meilen von dort ganz besonders zu dem Zwecke angefertigt worden, in möglichst kurzer Zeit hierher geschafft zu werden, und durch die Augen einer holdselig lächelnden Dame in wunderbar schimmernden, feuerfarbenen Kleide, die, auf der Klappe der Uhr befindlich, in der einen Hand eine außergewöhnlich große Rose, in der andern einen chinesischen Fächer hält, dem wirklich verblüfften Farmer seine volle Zufriedenheit mit dessen trefflicher Wahl zu erkennen zu geben.

Der Yankee, eine stets sehr lange und sorgfältig bis hoch hinauf an die Schläfe rasirte Gestalt mit glattgestrichenen Haaren und grauen, lebhaften Augen, etwas vorstehenden Backenknochen und etwas schiefgezogenen Gesichtszügen, wovon jedoch größtentheils ein in der linken Backe ruhendes entsetzliches Stück Kautabak die Schuld trägt, versichert indeß den Farmer schon zum dritten Male, daß er ihn erst binnen Jahresfrist und vielleicht selbst dann noch nicht wiedersehen solle.

läßt sich jedoch „um Lebens und Sterbens willen“ einen kleinen Wechsel nach Sicht schreiben, setzt sich am nächsten Morgen in sein kleines grün lackirtes Wägelchen, winkt noch einmal einen freundlichen Gruß herüber und verschwindet in den Biegungen der durch den dichten Wald führenden Straße. Er hält Wort — er selbst kommt weder in Jahresfrist noch jemals wieder in dieselbe Gegend; aber nach zwei Monaten erscheint sein Partner oder Kompagnon, präsentirt den Wechsel und dringt auf die Bezahlung. Von jährlicher Frist weiß er nichts, sein Kollege hat ihm nichts davon gesagt, der Wechsel lautet auf augenblickliche Bezahlung und muß, wenn er unter 50 Dollars ist, dem Vorzeiger bezahlt werden. Der arme Backwoodsman weiß das und schafft seufzend Rath, der Pedlar aber, oder Einkassirer vielmehr, zieht, heimlich lachend, von dannen.

(Schluß folgt.)

### Der Berg Bogdo und der Salz-See Baschkuntschaz.

Die weite Ebene, welche der Süd-Osten des europäischen Rußlands etwa vom 50. Grade nördlicher Breite bis zum Kaspischen Meere in Süden, und zwischen dem Uralfluß im Osten und der Wolga im Westen darstellt, war nach Ansicht einiger Geologen einst das Bette eines Meeres, das, nachdem es verlaufen, unzählige Sandhügel auf dieser Ebene zurückließ. Merklich gegen diese Hügel stochten mehre mehr oder weniger hohe Felsenberge ab, unter denen der große Bogdo der höchste ist. Die Kalmyken nennen ihn Bogdoin-Klunde und die Tartaren Karafugun. Er liegt im nördlichen Theile des Gouvernements Astrachan im Kreise Zenotajewsk, 55 Werst vom linken Ufer der Wolga. Sein Umkreis am Fuße beträgt etwa 7 Werst, seine Erhöhung über dem Meerespiegel nach Gobbels Messung 1035 Fuß oder 147½ Faden. Er ist reich an Höhlen und Schluchten, von denen besonders die gegen Norden liegenden tief und steinig sind. Der nördliche Abhang ist außerdem noch besonders steil. Das Gletche gibt

vom westlichen, an dem ein ziemlich beschwerlicher Weg den Bogdo hinaufführt. Die interessanteste Seite desselben ist die östliche, deren südliche Hälfte sich durch eine Reihe bedeutender, schroffer Felsen von der Höhe des Bogdo trennt, die nördliche Hälfte aber durch eine quer liegende tiefe Schlucht in zwei Theile getheilt wird, von denen der niedere einen Vorberg zum Bogdo mit eigener Spitze, Abhängen, schroffen Felsen und vielen Höhlen bildet, während der höhere sich unmerklich zum Gipfel des Bogdo hinzieht. Dieser rundet sich in der Form einer Kuppel ab und ist, die kleinen ihn deckenden Kalksteine abgerechnet, fast ganz fahl. Dies letztere gilt auch von der Spitze des Vorbergs und den einzelnen sich aus den Schluchten heraushebenden Höhen. Die unteren Flächen des Bogdo sind meist mit Grün überzogen, mit Ausnahme derer, wo sich Lehmboden vorfindet, auf welchem eine rothblühende, dicht wachsende Pflanze wuchert. Die höheren Bergtheile entbehren meist jedes Pflanzenschmuckes. Nur hin und wieder ziert die steinbedeckten fahlen Bergflächen eine hellfarbige Blume.

Ist es für den durch die Ebene den Weg nehmenden Reisenden ein angenehmes Gefühl, wenn sein Blick in der Ferne die lustigen Höhen des Bogdo erkennt, wenn die erst schwachen Umrisse immer bestimmter werden und sich endlich derselbe ganz darstellt — so ist es nicht weniger erfreulich, wenn man den Gipfel auf dem beschwerlichen Pfade erstiegen und um sich schaut. Die früher so langweilende Ebene erscheint nun nicht weniger wohlthuend dem Auge als vorhin der Berg Bogdo, auf dessen Schluchten und Höhen und Felsen und überraschenden Abwechselungen der Blick des Reisenden nicht ungern weilt. Schon die Aussicht von dem Gipfel des Vorbergs auf dem nördlichen Abhange ist lohnend, doch in keinem Vergleich mit dem von der Spitze des Bogdo selbst.

Nördlich vom Bogdo,  $1\frac{1}{2}$  Werst von seinem Fuße, findet sich ein gewaltiger Salzsee, der bei Russen und Kirgisen der bakuntschazkische heißt, bei den Kalmyken aber Bogdoin=Dobassu, d. i. Hundskopf.\* Er bildet ein verlängertes Oval

\* Dieser Name soll von einem Hunde herrühren, der im See umkam, durch das Salzwasser aber gegen

mit einem Längendurchmesser von 9 Werst Länge in der Richtung von Norden nach Süden, einem Breitendurchmesser von 6 Werst Länge in der Richtung von Osten nach Westen und einem Umfange von 42 Werst. — Die meist senkrechten Ufer sind verschieden tief, im Süden und Norden 2 Faden, im Westen 4 und ganz unbedeutend ist die Uferhöhe im Osten. Die Ufer bildet röthlicher Lehm, nur das westliche hat stellenweise Gyps. Bei ruhigem, nicht zu heißem Wetter ist der See gewöhnlich voll. Das Wasser hat einen starken Salzgeschmack und die Farbe des Meeres. Die Tiefe des See's ist unbedeutend. Sie beträgt im Mittel selten mehr als 10 Werschok. Der Boden des See's ist eben, hart wie Stein, und von weißer Farbe. Durch das Durchscheinen des hellfarbigen Grundes erscheint die Farbe des Wassers bei ruhigem Wetter schneeweiß, bei vollkommen reinem Himmel bläulich, bei windigem Wetter grünlich und wenn es regnet stark grau schattirt. Die verschiedene Tiefe des Wassers hängt zunächst von den Winden ab. So z. B. staucht der Südwind das Wasser um mehr als 2 Arschin am nördlichen Ufer und so in gleicher Weise der Nordost- und Westwind an den entgegengesetzten Ufern. Eigenthümlich ist das Getöse, welches gehört wird, wenn der See unruhig ist, zum wenigsten unterscheidet es sich merklich von dem Getöse in Flüssen oder Seen mit süßem Wasser. Die um den See wohnenden Russen nennen sein Salzwasser — Napa, die Tataren — Tusluk. Bei anhaltend trockenem heißem Wetter bietet der See eine eigenthümliche Erscheinung. Sein Wasser verschwindet nemlich in kurzer Zeit gänzlich, theils durch Verdunstung, theils durch Bildung der sich aus ihm ablagernden Salzkristalle. Zuweilen sind kaum 24 Stunden dazu nöthig — so schnell verschwindet das Wasser. Alsdann zeigt sich dem Auge eine aus fester Salzmasse gebildete, völlig ebene, schneeweiße Fläche, die mit einer Menge festangewachsener Salzkristalle bedeckt ist, die so frisch sind, daß man an ihrer unlängstigen Entstehung nicht zweifeln kann. Den so ausgetrock-

neten See besuchte ich im Jahre 1823 und blieb lange in demselben verweilt und sah immer wieder zeigte — besonders bei windigem Wetter. —

neten See zu Fuße zu passiren, ist wegen dieser Kristalle, die den Boden uneben und rauh machen, nicht gut möglich; eher noch kann man ihn durchreiten, was Kirgisen und Kalmyken auch zuweilen thun. Ueber die Stärke der den Boden bildenden Salzlage weiß man zwar wenig Bestimmtes, sie muß aber nach den Ergebnissen der von der Regierung eigends zu diesem Zwecke angestellten Untersuchungen ziemlich bedeutend sein. Gegen das südliche Ufer nimmt sie ab, ja unmittelbar in der Nähe desselben ist die Salzsicht nur äußerst dünn. Der Boden besteht hier aus einem grauen oder blaugrauen weichen Lehm von stark salzigem Geschmack, der mit der Tiefe immer mehr zunimmt, so daß zuletzt der Lehm ganz in eine Salzsicht überzugehen scheint. Um den See Baskuntschaz herum liegen mehre in der Landessprache „Balki“ genannte Bodeneinschnitte oder Schluchten, von denen einige Höhlen und Quellen mit süßem Wasser enthalten. Besonders bekannt sind eine Schlucht an der östlichen Küste des See's, von den Kirgisen Karassu genannt, d. i. Schwarzwasser (wahrscheinlich von dem schmutzigen, wenig salzigen Wasser, womit der Boden dieser Schlucht bedeckt ist) und eine andere 2 Werst vom westlichen Ufer des See's und 20 vom Bogdo entfernt, die in einer unterirdischen Grotte von 2 Faden Länge, Höhe und Breite süßes Wasser enthält.

Das baskuntschazische Salz war früher Gegenstand des Handels, von dem die um den See wohnenden Kalmyken und Tschernojarzen einen nicht unbedeutenden Gewinn zogen. Jetzt hat die Regierung den Salzbetrieb übernommen. Zu diesem Zwecke befinden sich unmittelbar am See (früher am Ufer der Aktuba) die nöthigen Einrichtungen unter der Aufsicht zweier Salinenbeamten, denen ein astrachanisches Kosaken-Kommando zu Wach- und anderen Diensten untergeben ist.

Wir wollen jetzt noch einige der in diesen Gegenden so zahlreichen Sagen erwähnen, weil sie uns nicht nur am besten in die Anschauungsweise der Bewohner jener noch so wenig bekannten Gegenden einführen, sondern auch darthun, welches ursprünglich die Beziehungen zwischen der Erde und ihren Bewohnern waren.

Der große und der kleine Bogdo, welcher letzterer mehr als 10 Werst von jenem entfernt liegt und von Kirgisen umwohnt ist, erzählt man, existirten in früheren Zeiten nicht. Ihre Entstehung hatte folgende Veranlassung. Einst pilgerten zwei heilige Männer zum Bogdo-Dla (heiligen Berg), der in China liegt, um dort zu beten. Sie hatten dies glücklich vollbracht und dachten an ihre Rückkehr. Dankerfüllten Herzens beschloßen sie in die Heimath ein wenig und wär's auch nur ein Theilchen dieser wunderthätigen Erde mitzunehmen. Sie füllten deshalb jeder einen Beutel mit Erde von dem großen Berge, nahmen ihn auf den Rücken und wanderten der Heimath zu. Aber bevor es ihnen vergönnt war, dieselbe zu erreichen, erlag der Eine der Last, die er bisher im frommen Eifer so weit getragen. Er fiel und starb und als die heilige Erde den Boden berührte, erhob sich ein Berg aus derselben. Es war dies der kleine Bogdo im Lande der Kirgisen. Die Kräfte des anderen Reisenden waren größer. Er wanderte weiter und erreichte die Grenze des von den Kalmyken bewohnten Landes, trug die heilige Last noch zehn Werst weiter, wo er sie alsdann, als die Kräfte versagten, ablegen mußte. Da entstand der große Bogdo. Der Pilger, noch voll Schmerz und Ermüdung, murrte darüber und stürzte sich dann im Gefühl der Reue über diese mit seinem heiligen Werke so wenig in Einklang stehende Sünde von der Höhe des Bogdo auf die Felsen des östlichen Abhanges, weithin dieselben mit seinem Blute röthend. Die rothen Blumen, welche besonders zahlreich jenen Abhang schmücken, sind für die Kalmyken noch jetzt stumme Zeugen jenes einst vergossenen Blutes. — Sie bewahren deshalb eine heilige Scheu vor dem Gipfel des Bogdo und ersteigen ihn nie. Der höchste Punkt, bis zu dem sie sich wagen, ist der Schlangenberg, eine Erhöhung auf dem östlichen Abhange des Bogdo, wo er sich mit seinem südlichen Theil nach Westen wendet. Diese Erhöhung erhebt sich nur zwei Faden über dem Bergrücken in der Form eines Kraters mit trichterförmiger Oeffnung. Der Name „Schlangenberg“ soll von dem Umstande herrühren, daß sich in der Vertiefung dieser Erhöhung viel Schlangen finden sollen. Zu diesem

Schlangenberg wallfahrten die Bewohner der Umgegend und fernen Länder. Besonders zahlreich kommen die Pilger von den Ufern der Wolga, die nach gethanem Gebet dem Berggeist kleine Geldmünzen darbringen, welche sie unter Steinen verbergen, um sie vor den geldgierigen Blicken der Kirgisen und Kalmyken zu sichern. Den Berggeist betrachten sie als den Bewohner des ihnen heiligen Bogdo, zugleich aber auch als Urheber des innern Uebels, das sich nicht selten auf demselben hören läßt.

Auch der Salzsee Baskuntschaz ist der Gegenstand mannichfaltiger Sagen. Wir übergehen diese und theilen hier nur noch folgende allgemein verbreitete Erzählung mit, welche die Bewohner jener Gegend treffend charakterisirt. — Vor etwa acht Jahren ritt ein Kasak durch die früher erwähnte Schlucht Karassu und gedachte, da es heiß war und er in der Schlucht Wasser bemerkte, sein Pferd daselbst zu tränken. Er stieg ab und ließ es frei hinein in das Bassin treten. Kaum aber war das Pferd bis etwa in die Mitte desselben gekommen, da wich plötzlich der schlammige Boden unter seinen Füßen und es versank. Der Kasak eilte sofort zur Hilfe herbei, überzeugte sich jedoch bald, daß er allein wenig ausrichten könnte, und so lief er in's benachbarte Dorf, um einige Leute herbeizuholen. Man kam mit Stangen und Stricken — aber das Pferd fand man nicht. Es war spurlos verschwunden. Nach anderthalb Monaten erst ward es mit Sattel und Zaum wunderbarer Weise in einem kleinen Flusse entdeckt, welcher sich 50 Werst von dem Ufer des See's in die Achtuba ergießt.

### Zürich im Rokoko-Rahmen.

(Fortsetzung.)

Sie wissen, geliebter Freund, daß wir uns oft über das beste System gestritten, nach welchem eine beträchtliche Büchersammlung einzurichten ist. Seitdem ich in einem großen Theil von Europa so manche von diesen Behältnissen des menschlichen Wissens, Halbwissens und Nichtwissens gesehen

habe, ist mir manch Mal eine Idee halb im Scherz halb im Ernst durch den Kopf gegangen, ob es wohl nicht am Besten wäre, wenn man große Büchersammlungen in die drei einzigen Klassen des Guten, Mittelmäßigen und Schlechten eintheilte, von denen die letzte in Fesseln gelegt würde, wie es in manchem Kloster mit den wenig guten Büchern geschieht, wo man das Licht der schönsten Jahrhunderte unter den Scheffel steckt. Ueber die ungeheure Klasse der schlechten würde ein Catalogus prohibitorum gedruckt und die Lizenz solche zu lesen müßte nur in ganz besondern Fällen etwa einem zu ewiger Gefangenschaft verdammt elenden Geiste ertheilt werden. Wer soll aber diese Rangordnung festsetzen? Die Mönche, die Philosophen oder die Weltleute? So würde Alles und wieder Nichts in Fesseln kommen. Ich merke die Schwierigkeit; allein darum soll sich auch ein echter Projektentmacher nicht bekümmern.

Als ich auf den obersten Boden der Bibliothek kam, saß ein Künstler an einem kleinen Tischlein, der, ohne meiner zu achten, mit der größten Aufmerksamkeit nach weißen Güssen von alten Gemmen zu zeichnen schien, von welchen hier eine Sammlung von 30,000 Stücken sich befindet, die ein Antiquarius Lippert in Sachsen besorgt. Sie fallen noch besser in's Auge als die Schwefelgüsse des Christiani in Rom und sind ungleich wohlfeiler als diese, auch weit gelehrter und systematischer in Ordnung gebracht. Aber der Schwefel liefert dagegen ungleich schärfere Güsse, welches die Hauptsache ist. — Nachdem ich die hier befindlichen Münzen, Siedechsen und Mißgeburten gesehen und mich eben zu der Betrachtung der Lippert'schen Güsse wandte, hörte ich zu meiner nicht geringen Bestürzung, daß der Abwärtler der Bibliothek, welcher mich begleitete, vor dem Zeichner mit den Worten „gehorsamer Diener, Herr Rathsherr!“ eine tiefe Verbeugung machte. Die Züricher müssen nicht wissen, was es heißt, einen Künstler von seiner Arbeit aufzuschrecken; doch wußte ich heimlich dem Abwärtler für seine ungestüme Höflichkeit Dank, welche mich mit einem Manne bekannt machte, der, wie Sie später hören werden, mehr als Rathsherr, der eine der interessantesten Personen der Schweiz ist. Nun dieser kunstliebende Rathsherr, denn mehr war er

damals nicht für mich, erwiderte den Aufruf des Bücherwärters erst mit freundlichem Dank und wandte sich darauf mit vieler Höflichkeit deutsch an mich. Da er hörte, daß ich seine Muttersprache ziemlich vernehmlich redete, machte er mich mit der vor uns liegenden Sammlung, der Natur und Einrichtung des Werkes bekannt, und als er hörte, daß ich nicht nur ein Welscher, sondern gar ein Römer und ein eifriger Liebhaber der schönen Künste wäre, so ging eine augenscheinliche Munterkeit über sein Antlitz auf. Er beklagte sein ungutes Gestirn, welches ihn niemals gegen Rom geführt, und vielleicht überall nie erlauben werde, seinen Durst nach der Schönheit an der Quelle zu stillen. Alles was er von der Kunst redete, war Winkelmannisch, nicht Worte, aber Gefühle. Er kam immer auf seine unauslöschliche Liebe für die Kunst zurück, wies mir meisterhafte Copien einiger der besten Gemmen in's Große gezeichnet und bezeugte zum öftern seine Furcht, daß sein Eifer in der Kunst zuzunehmen größer sein möchte, als seine Fähigkeit, die späten Jahre angesehen, da er den Grund zu einem ernsthaften Zeichnungsstudium gelegt hätte. Dieser Mann, mit welchem ich so eine Stunde auf's Angenehmste durchgeschwätzt, schien mir sofort einer von denen, deren nähere Bekanntschaft ich bei meinem Aufenthalt alhier suchen mußte. Ich bat mir die Adresse seines Namens und seiner Wohnung aus, welche Gefner beim Schwannen hieß. „Wenn Sie mir die Ehre gönnen wollten, fügte er hinzu, so kann ich Ihnen vielleicht bei mir einige Proben meiner Arbeit zeigen, die Ihrer Aufmerksamkeit würdiger, jedoch weit unter denjenigen sind, was ich weiß, daß sie sein sollten.“ Diese Worte sprach er mit einer so unverstellten Bescheidenheit, welche mich etwas Großes von seiner gegenwärtigen Kunst und noch mehr von seinen spätern Progressen in derselben erwarten ließ. Von dem letztern wird das Gerücht, wenn ich wieder in ihrem Schloß, Corsini, und an der Seite meiner Gioconda lebe, uns sagen, ob ich die Wahrheit prophezeigte.

Was Herr Gefner jetzt schon in der Kunst liefert, sollen Sie nächstens hören. Nun hatte ich bereits zu Bern geschickte Männer von dieser Familie kennen gelernt; den für mich wichtigsten,

den Dichter zu kennen, an welchen ich einen Brief von dem liebenswürdigen Hofrath Reisenstein bei mir trug, war mir noch, wie ich wähnte, vorbehalten. Ich habe mir es immer zum Gesetz gemacht, niemals sofort von dem Postwagen in die Häuser berühmter Leute zu laufen, sondern mich erst an die gewöhnlichen Menschenfinder zu halten, durch die Städte zu schweifen, mich nach dem Kostüme eines Ortes zu erkundigen, aufzuspähen, wo und wann große Leute am besten und bequemsten für sie und mich anzutreffen sind und besonders mich von der Reise zu erholen und in die ruhige Fassung zu setzen, welche erforderlich ist, wenn man gut sehen, beobachten und urtheilen will. Im Weggehen von der Bibliothek sagte ich zu dem Abwärter: Ist dieser Herr ein wirkliches Glied der Landesregierung? — Ja, Ihre Excellenz, erwiderte er, — maßen ich ihm eben das Trinkgeld in die Hand drückte. Ich dachte bei mir selbst, das muß kein unfreier Staat sein, der von Weisen und Künstlern beherrscht wird; doch kam mir die Sentenz der weisen Bauern am Albis hier wieder in den Sinn, daß auch in diesem Falle etliche Schwalben keinen Sommer machen dürften.

Als ich in den Gasthof zurückkam, anerbote sich mein Wirth, mich an das öffentliche Gastgebot einer Zunft zu führen. Sie wissen, Corsini, aus Simbert Republica, daß die Bürgerschaft etlicher eidgenössischer Städte, nach der Weise der alten Lombardischen, in Zünfte abgetheilt ist.

Einige Gelehrte von hier behaupten, daß der ehrwürdige Keger von Breecia, der von Rom verbannt wurde, weil der Geist des Jahrhunderts seinen Enthusiasmus für Vernunft und Freiheit nicht rechtfertigte, bei seiner Flucht in die Schweiz den Geschmack an der Regierungsform über die Alpen gebracht habe. Ich nahm die Einladung des guten Wirthes gerne an. Es war seine eigene Zunft, wohin er mich führte, welcher die Wirth, die Sattler und die Maler (warum eben diese zusammen, ist so unbekannt als gleichgültig) einverleibt sind. Was für ein glücklicher Mann bin ich? Die verschiedenen Stände des Volkes, unter welchem ich wohne, bieten sich mir so zu sagen in Hauptgemälden dar, ohne daß ich, wie in den großen Hauptstädten von Frankreich und Groß-

brittanien, einzelne Züge mit Mühe zusammenlesen muß und doch vielleicht ein fehlerhaftes Ganzes herauskäme.

Es war Abends um 5 Uhr, um welche Zeit ungefähr sich diese öffentlichen Mahlzeiten anheben, als wir, denken Sie! in eben das Haus kamen, wo ich Morgens dem schönsten Schauspiel beige-wohnt; dieser geringsüchtige Umstand vermehrte mein Vergnügen nicht wenig. Wir traten in ein großes Zimmer, welches von sehr vielen Lichtern dennoch nur geringe beleuchtet wurde und im Geschmack der ältern Zeiten und nach reicher Bauern Art mit Rußbaum vertäfelt war. Eine ungeheure Wolke von Tabakrauch vermehrte die sichtbare Dunkelheit dieses Zimmers und das Heer der gegenwärtigen Personen, alle mit Pfeifen bewaffnet, bot sich nur allmählig meinem Blicke dar, je nachdem ich weiter durch die geräucherte Atmosphäre vordrang.

Meine Ankunft zog sofort aller Augen auf mich; die meisten legten sogar ihre Pfeifen weg, um mich desto ungestörter zu betrachten. Mein Wirth stellte mich etlichen Häuptern der Zunft als einen Fremden vor, der unter den Merkwürdigkeiten der Stadt das Schauspiel eines solchen Gastgebots für die allerseltenste zähle. Sehr verbindlich empfingen mich diese Herren alle, zwar nach den verschiedenen Höflichkeitlinien. Einer

klopfte mir auf den Rücken und sagte: „Es mag sich eben nicht verlieden — ein solcher Herr hand ohne Zweifel ganz andere Gastereien schon gesehen und frequentirt“ — und lachte dazu mit einer Herzlichkeit, die mir für seine übrige Facultäten bange machte. Unter den Vorgesetzten dieser Zunft-Brüderschaft befand sich zu meinem ausnehmenden Vergnügen auch der kunstliebende Rathsherr. Die augenscheinliche Freude, womit er mich empfing, figelte meiner Eigenliebe nicht wenig, und eine gewisse jovialische Grazie, die seine ganze Person bekleidete, machte ihn in meinem Augen zum Gutmüthiger dieses Gastgebotes. Eine andere Person zog meine Augen durch den erhabenen Anstand auf sich, welche alle seine Worte, Geberden und Blicke mit einer strengen Würde übergoss, die nur denen eigen ist, welche die Welt kennen und die Menschen regieren. Seine Figur ist eine von denen, welche die Natur von jeher zu Volkshäuptern gebildet hat, und kündigt den Charakter des Geistes vollkommen an, der in diesem Hause wohnt. Eine mäßige Verbeugung des Hauptes von solchen Leuten will mehr sagen, als die Kradschüssel und zirkelrunde Bücklinge von hundert Atagsleuten. Er unterredete sich eben mit mir, als der Oberbediente des Hauses uns in ein zweites Zimmer zum Essen rief.

(Fortsetzung folgt.)

## F e n i l l e t o n .

**Berlin.** Aus einer am Abend des 1. Februar im vierten größeren Wahlbezirk gehaltenen Rede des Forschers in orientalischer Literatur Dr. Junz entlehnen wir folgende interessanten Stellen: Große Bewegungen durchziehen jetzt Europa und so auch Preußen und Deutschland. Was ist der Sinn, was ist der Geist dieser Bewegungen? Sind es bloß Partei-Streitigkeiten? Sind es bloß Fragen über eine Kammer, über zwei Kammern, über die Gewerbe-Ordnung, über dieses und jenes? Ich glaube, es ist Alles dieses zusammen und noch ein weit Höheres: es ist der Geist, der dasjenige, was die Erziehung im Hause still bezweckt, nemlich: einen sittlich freien, guten und gerechten Menschen hervorzubringen, hineinzupflanzen strebt in die Menschheit, also in die

Nation.... Die heutige Menschheit gehört der Demokratie, d. h. das zur Geltungbringen des allgemeinen Menschlichen, damit der ganze Staat, die ganze Nation das Bewußtsein von sich bekomme, daß nur durch die gegenseitige Gerechtigkeit, durch die Gleichheit, also durch die gleiche Berechtigung die Freiheit bestehe, und daß die Freiheit das Mittel werde, daß die Nation, d. i. der Staat, Niemandem anders gehorcht, als sich selbst, weil sie selbst den sittlichen Gesamtwillen hat. Wir haben also einen Geist, der ein Ziel verfolgt, und dies Ziel ist die Wohlfahrt der Nation. Diese Wohlfahrt läßt sich weder schenken noch fänden. Der einzelne Mensch erreicht sein Glück nicht dadurch, daß er Almosen empfängt, sondern daß er gesund ist, und gesunde Arme anwendet zur Arbeit. Wer

da glaubt, daß er sich des Abends zu Bette legen kann als Absolutist, und des Morgens aufstehen werde als ein freier Mann, der irrt, und viele haben so geirrt. Wenn wir aus der Unfreiheit in die Freiheit übergehen wollen, so müssen wir die Fäuste, die Arme, d. h. nicht die körperlichen, sondern die geistigen Arme anwenden. Die vereinigten geistigen Arme sind aber die unwiderstehlichen Kräfte, denen Alles weichen muß, denen kein Ziel, wenn es stilllich ist, entfliehen kann. Das Lösungswort ist also „Arbeit“, um vorwärts zu kommen. Wir kommen vorwärts durch Fortschritt. Ein Fortschritt ist der Weg, der mit Besonnenheit, Festigkeit und Liebe eingehalten wird. Ein unbesonnener Fortschritt ist gar keiner. Außer der Besonnenheit muß aber auch die Mäßigung dabei sein; die Besonnenheit, die den Kopf kalt und das Herz warm läßt, sie muß als Begleiterin die Mäßigung haben, um die eigene Neigung, um sich selbst zu beherrschen, ehe sie die Schwierigkeiten und die Hindernisse von Gegenparteien beherrschen will. — Aber verstehen Sie mich, meine Herren, wenn ich sage, der Fortschritt muß mit Mäßigung geschehen, so weise ich den sogenannten „gemäßigten Fortschritt“ zurück, der darin bestände, daß man zaudert und nicht dahin will, wohin man schlechterdings muß, sondern zurückbleibt aus Schwäche oder Lieblosigkeit. Der wirkliche Fortschritt mit Mäßigung geschieht mit Eifer und Liebe; die Mäßigung der Zaghaftigkeit und der Selbstsucht weise ich ab. Was wir aber als nothwendig und unabweisbar erkannt haben, dahin müssen wir, es koste, was es wolle. Man wird sagen: du kannst ja nicht mit dem Kopfe durch die Wand rennen! Freilich, sobald es erwiesen ist, daß es eine Wand und kein Nebel ist.... Wir hören oft zwei Parteien, die einander gegenüber stehen, von welchen die eine sagt: „Wir wollen die Freiheit für jeden Preis;“ die andere: „Nein, wir sind zufrieden mit einem Fünftel oder Sechstel Freiheit, nur Ruhe verlangen wir.“ Lassen Sie uns untersuchen, worin namentlich hier der Unterschied besteht. Wenn die wirkliche Freiheit in einer Nation lebt, dann giebt es ein wirkliches Gesetz; diesem Gesetze gehorchen wir, denn es ist unser eigener Wille; der Einzelne erkennt in dem Gesetze dasjenige, was in ihm selbst lebt und leben sollte. Wenn dies Gesetz als ein einziges großes Ganzes, Verfassung genannt, in seinen einzelnen Bestandtheilen von solchen Gliedern, von solchen organischen Gesetzen getragen wird, die diesem großen allgemeinen Gesetze Leben und Ausdruck geben, dann entsteht ein Leben in der Nation, welches ich bezeichne mit: Ordnung; und wenn

dann ein Jeder die Ueberzeugung hat von der Sicherheit dieses Gesetzes und von den wohlthätigen Folgen dieser Ordnung, dann ist Ruhe; dann ist Ruhe, verbunden mit der größten Bewegung. Es darf diese Bewegung gar nicht ausbleiben, indem Freiheit und Gesetz nicht Dinge sind, die wir aus irgend einem Tage als ein Fertiges erreichen, worauf wir schlafen gehen können. Die Freiheit und ihr Gesetz müssen, wie das Meer fortwährend strömt, in den Geistern strömen und lebendig sein, und nur in solcher beständigen, ordnungsmäßigen Bewegung finde ich die Ruhe. Jede andere, jede künstliche Ruhe ist Unruhe, — und nun stehe ich bei der octroyirten Verfassung.... Ich sehe ganz von dem Inhalte der Verfassung ab; ich sehe nur darauf, daß und wie sie uns an dem und dem Tage unter den Umständen, in denen sich Europa, Deutschland und Preußen befindet, präsentirt wurde, und habe zwei Dinge auszusagen: das erste, daß sie einseitig ertheilt ist; das zweite, daß man sie umsonst bekommen hat. — Unter dem Worte einseitig ist ganz deutlich zu verstehen, daß sie in Bezug auf die Gewalten im Staate von einer Gewalt allein als gegeben hingestellt wurde. Es war diese einseitige Ertheilung eine unumwundene Unfähigkeits-Erklärung der Nationalversammlung. Da aber auch nicht einmal neue Wahlen verfügt wurden, so war es auch eine Unfähigkeits-Erklärung der Nation, es war eine neue Auflage des beschränkten Unterthanverstandes. Man hat sich wohl gehütet, eine neue Nationalversammlung als diejenige Macht hinzustellen, mit der diese Verfassung zu berathen sei, sondern man hat dafür eine zweite Kammer eingeführt, die zwar aus denselben Elementen hervorgeht, als die Nationalversammlung, auch ist es möglich, daß diese Elemente eine Versammlung von gleicher Güte hervorbringen. Indes hat man ihr einen Aufseher gestellt in der ersten Kammer, die die Gebrechen der zweiten verbessern soll. Wir wollen einen Augenblick bei den Wahlen der Urwähler in Berlin verweilen, und sie zum Maßstabe für die Wahlen des ganzen Landes nehmen. Ich bin um so mehr dazu berechtigt, als gestern ein Redner, der nicht der demokratischen Richtung zugewandt ist, die Bewohner von Berlin, namentlich den Gewerbestand, wegen ihrer Intelligenz gerühmt hat. Es hat sich herausgestellt, daß in Berlin durchweg unter hundert Urwählern nur fünf und zwanzig berechtigt sind für die erste Kammer zu wählen, worunter durchschnittlich etwa acht zur demokratischen Seite gehören. Wir wollen ein Mal die Zahlen zu einander stellen. Man hat demnach unter 61 demokratischen Bewohnern Berlins nur 8 das Recht verliehen, zur ersten Kam-

mer zu wählen; gleicherweise unter 39 nicht demokratischen nur 17, wo bleibt hier die Gerechtigkeit, die Gleichberechtigung? ausgeschlossen sind 53 demokratische und 22 nicht demokratische Urwähler, also in beiden Richtungen weit mehr ausgeschlossen als berechtigt; nur daß, nach Verhältnis der Zahlen, die Ausschließung des demokratischen Elements fünf Mal so stark ist, als die der Gegenpartei. — Auf diese Weise kann man nothwendig nur eine antidemokratische erste Kammer erzielen. Es ist aber in keiner wirklich constitutionellen Verfassung erlaubt, daß verschiedene Meinungen, oder daß Sonder-Interessen eigene gesetzgebende Gewalten haben, es müßte folgerichtig jede Minorität, ja der zuletzt mit seiner Meinung allein Stehende eine ober-erste Kammer ganz für sich allein bekommen, weil seine Meinung in den andern nicht vertreten sei. Sind wir wahrhaft constitutionell, so muß die Minorität sich der Majorität unterordnen, und wenn das Volk aus 100 Urwählern besteht, von denen 61 demokratisch sind, so ist, constitutionell gesprochen, das Volk demokratisch; und die übrigen 39 dürfen kein eigenes gesetzgebendes Parlament für ihre nicht vertretene Meinung fordern. Das wäre der Krieg der Parteien legitimirt, ohne Aussicht der Ausgleichung. Ich gehe zu dem zweiten Punkt über, daß die Verfassung geschenkt ist. Der erste Schritt zur Freiheit ist der, daß man sie vermisst. Der zweite: daß man sie sucht; der dritte: daß man sie findet. Zwischen suchen und finden können freilich viele Jahre liegen. Das ist aber sicher, daß die Nation, die einen ernstlichen Willen hat, zu suchen, arbeiten muß, um zu finden; sie muß die Freiheit sich erringen. Eine freie Verfassung kommt überhaupt nur aus einer freien Volksvertretung, und eine freie Volksvertretung nur aus einem freien Volke. Nicht, daß eine Verfassung eine Kammer, und eine Kammer das Volk frei machen könne — das Volk muß die Kammer frei machen und die Kammer die Verfassung. — Wenn man uns eine Verfassung schenkt, so ist dies nur ein Versprechen, denn der Schenkende ist der allein Machthabende, wir sind nur die Empfänger. Ein Versprechen ist nur eine Schuldverschreibung, und jede Schuldverschreibung hat einen Cours, und was einen Cours hat, ist keine baare Münze. Sie kann daher unter bedenklichen Umständen, im In- und Auslande, auf Null herabsinken. — Was ist unter den gegenwärtigen Umständen noch zu thun? Was ist überhaupt, was von dem Volksvertreter für ein Weg einzuschlagen, der zum Guten führe?... Was den Abgeordneten zunächst

betrifft, so glaube ich, daß der Abgeordnete der zweiten Kammer vor allen Dingen seine Pflicht thun muß. Er muß für die Wohlfahrt des Volkes arbeiten, er muß revidiren, muß prüfen oder mit welchem Worte man sonst die Thätigkeit nennen mag, unbekümmert um Gefahren; denn wenn das Volk Vertreter ernennt, stellt es dieselben dorthin, wo es selbst nicht stehen kann, um im Auftrage für das Volk einen festen Boden zu gewinnen, auf dem es unbehindert leben und wirken und fortschreiten könne. Fragen Sie mich, wenn nun diese Abgeordneten ihre Pflicht gethan haben, wenn sie das Verfassungswerk revidirt, und aus der Verfassung das herausgemärzt, was nicht hinein gehört, und hinterher die erste Kammer, die Krone oder beide, die Arbeit verwerfen? Wie dann? So antworte ich: alsdann hat die zweite Kammer, als solche, gar nichts zu thun, sie hat weder zu protestiren, noch etwa mit den Fäusten sich zu wehren, denn sie hat das gethan, was ihre Pflicht war. Von da an beginnt die Pflicht der Nation. Läßt die Nation ihre Vertreter, d. i. die Volkskammer im Stich, so hat entweder die Volkskammer ihre Pflicht nicht gethan, oder die Nation ist unfähig ihre Pflicht zu thun... Was die Hoffnungen anbelangt, die ich von dem Ausgange dieser Kämpfe habe, so gestehe ich Ihnen, daß diese sehr groß sind. Das große Ziel, welches der Geist des Menschen verfolgt, und dem er in Kämpfen seit Jahrhunderten zugewandt ist, — ich kann nicht zugeben, daß dieses Ziel ein unerreichbares genannt werde. Wenn wir keine Hoffnung hätten, so müßten wir auf die Freiheit verzichten, von dem Wege absteigen, den wir eingeschlagen, müßten wieder zurückkehren in den Zustand, in welchem wir unter dem Absolutismus gelebt haben. Wir müssen entweder frei werden, oder wir können es nie sein. Ich glaube nicht, daß eine so große Nation, wie die deutsche, mit so außerordentlichen Kräften, daß das edle Preussische Volk auf einem Wege, der nur hinführen soll zur Sittlichkeit, zur Gerechtigkeit und zur Wohlfahrt, nicht mit Erfolg werde vorwärts gehen können. Freilich Schweiß und Arbeit darf auf dieser Bahn nicht gespart werden. Auch dem Einzelnen kann kein Revers ausgestellt werden, daß er sein Lebensglück finden müsse, wie in einem Eldorado, daß er selber träge sein dürfe, um sich auf Andere zu stützen. Vielmehr kann ja sein Ziel nur sein, ein sich und Andern nützlicher, ein sittlicher Mensch zu werden, indem er sich als die Stütze der Andern betrachtet und in dem Glauben wirkt, daß es auf ihn ankäme, den Ausschlag zum Guten zu geben. Also Hoffnung und Arbeit!... — Von dieser

Rede hat das Central-Comité für volksthümliche Wahlen 5000 Exemplare, behufs der Verbreitung in den Provinzen, abziehen lassen. — Die letzten Beratungen des Central-Comité haben die Candidaturen für die morgenden Wahlen festgestellt, und zwar in der Weise, daß die neulich von uns mitgetheilte Combination eine kleine Modification erleidet. Es werden gewählt werden: Waldeck und Jacobi zwei Mal, Temme, Berends, Phillips und Rodbertus ein Mal.

**Brighton.** Daß Metternich von Brighton aus den österreichischen Kaiserstaat regiert, darauf wurde man in England zuerst dadurch aufmerksam, daß der Fürst in einer Eingabe an das Londoner General-Postamt bat, ihm die Sonnabends ankommenden Briefe noch desselben Tages zu übermachen, da, wie bekannt, Sonntags keine Briefe in England ausgegeben werden, und da er die Post von zwei Tagen nicht an Einem bewältigen könne. Bei einiger Aufmerksamkeit fand man nun, daß ein regelmäßiger Depeschelauf zwischen Olmütz und Brighton stattfindet.

**Californien.** Es giebt vier Wege nach Californien, von denen aber jetzt nur der eine, welcher der schnellste und gefahrloseste ist, vorzugsweise benutzt wird, nemlich die sogenannte Panama-Isthmus-Route. Diese besteht aus einer Dampfschiffahrts-Linie zwischen New-York und Chagres, Hafen an der Landenge Darien. Die Passagiere gehen auf eigene Kosten über die Landenge Panama, und fahren dann von Panama auf einem anderen Dampfschiffe bis zum Hafen San Francisco. Die ganze Reise dauert 50 bis 60 Tage, und die Kosten betragen in der ersten Cajüte 600, in der zweiten 350 und in der dritten 160 Dollars. Diese Linie hat am 1. Jan. ihre Fahrten eröffnet. Wer nur einige Mittel besitzt, wird den eben bezeichneten Weg einschlagen, weil er am sichersten und schnellsten zum Ziel führt. Die zweite Reise-Route ist die, welche von dem Emigrantenzuge nach Oregon, namentlich von St. Louis und Independence in Missouri, dem Platt-River entgegen, durch den Südpas der Felsengebirge eingeschlagen wird. Diese Landreise wird in Karawanen von 40 bis 50 Wagen gemacht, und zwar eben jetzt unter beständiger Lebensgefahr, wegen der Angriffe der Indianer, und unter Bestiegung unendlicher Schwierigkeiten. Sie dauert 4 bis 5 Monate. Die dritte Linie geht von Louisiana durch Texas und Mexico. Diese Strecke ist aber sehr unsicher und wird nur von Pferde- und Sklavenhändlern benutzt. Die vierte Linie ist die ungeheure Seereise von 16,000 englischen Meilen von New-York um das Cap Horn nach der Bay San Francisco, eine Reise, auf welcher man ebenfalls bei großen Fährlichkeiten

5 bis 6 Monate zubringt. Von London aus geht man am besten auf den westindischen Dampfern, welche eine monatliche Verbindung mit Chagres unterhalten. Auch die Bremer Rheder haben bereits mehre Schiffe nach San Francisco bestimmt. Die Preise der Plätze in der Cajüte, Beköstigung vom Tage der Expedition mit eingeschlossen, sind 400 Fl., im Zwischendeck 250 Fl. Die Reise wird zwischen 5—6 Monate dauern und geht um das Cap Horn.

**Dresden.** An die Reactionäre.

Ihr möchtet wohl den freien Strom in's alte  
Bette lenken,  
Ihr möchtet ihm, der fröhlich braust, die höchsten  
Dämme schenken,  
Ihr möchtet wohl dem stolzen Nar die starken  
Schwingen kürzen,  
Um ihn von seiner Himmelsbahn durch List her-  
abzustürzen;  
Ihr möchtet wohl das wilde Roß in Sattel seh'n  
und Zügel,  
Und wie ein Reiter, stark und fest, sich wiegt im  
Eisenbügel,  
Ihr möchtet wohl dem Eichenbaum die grüne Krone  
stutzen,  
Ihr möchtet ihn nach eurem Sinn zur Treibhaus-  
pflanze puzen;  
Ihr möchtet, daß das ganze Land ein großer  
Kerker wäre,  
Ein Henker jeder dritte Mann, den Zensor mit  
der Scheere,  
Ihr möchtet, daß der Waffenschmied nicht Schwerter  
schlüg' und Degen,  
Nein, Ketten, Ketten Tag und Nacht, um uns  
hinein zu legen.  
Ihr möchtet, daß die Fürsten nur Gewalt und  
Macht erhalten,  
Um über uns nach Gottes Rath zu schalten und  
zu walten.  
Ihr möchtet wohl die ganze Welt, wenn's ging',  
zurück schrauben,  
Und ließ't an bess're Zukunft uns alleine nur den  
Glauben.  
Wir aber wollen keinen Gott, der nicht auf Erden  
waltet,  
Der seiner Liebe Banner nicht hienieden schon  
entfaltet;  
Wir wollen auf der Erde schon den Himmel uns  
erschaffen,  
Den Himmel in der andern Welt, den lassen wir  
den Pfaffen.  
Wir wollen auf der Erde uns die schönsten Tempel  
bauen,  
Und mit dem Schwerte in der Faust die Steine  
dazu hauen!

(Dr. Stg.)

Gustav Lindner.

**Sivorno.** Vor Kurzem war hier folgende Erklärung angeschlagen: „Wir souveränes Volk (Noi popolo re) von Gottes Gnaden 2c. 2c. Wir haben ein für alle Mal beschlossen: Alle Päpste, vom Pius IX. angefangen, sind gänzlich ihrer zeitlichen Macht beraubt, und ebenso alle Jene, die sich feindlich der italienischen Einheit gezeigt und noch zeigen werden. Wir, das Volk, sprechen über ihn mit derselben Macht, die immer Gottes und des Volkes war und sein wird, unseren Fluch (maledizione) aus, und erklären ihn durch das feierlichste Anathema für abgesetzt. Im Namen Gottes und des Volkes.“

**Magdeburg.** Eins jener verworfenen Subjecte, die der Frechheit der Tyrannei ihre gemeinen Schreibfinger verkaufen und dabei noch die Unverschämtheit haben, mit Floskeln von Menschenliebe, Rechtslichkeit und dergleichen ihnen fürchterlicher Dinge um sich zu werfen, hat eine Wähler-Fibel fabricirt. Hier nur einige Proben, wie weit die Heuchelei geht:

Der Advocat und Literat besitzt nur den Gänsekiel —  
Doch der Braten ist sein Ziel,  
Drum will ich Dir rathen, hüte Dich für Litera  
und Advocaten.

Hüte Dich davor, wähle keinen Drator, je  
besser die Worte, je schlechter die Sorte, je größer  
ihr Versprechen, je eher werden sie's brechen, je  
mehr von dem Rechte, je gewisser das Schlechte,  
je süßer ihr Freiheits-Geschrei, je herber die ärgste  
Tyrannei, je lauter ihr Maul, je sicherer — die  
Sache faul.

Wähle den dreisten und klaren Mann, der nicht  
buhlet mit der Zeit,

Wähle keinen modernen Charlatan, mit neuester  
Narren-Freiheit.

Nicht den wähle, der mit großen Versprechungen  
dich macht satt,

Sondern den, der bisher viel gehalten und gegeben hat.

Ein Literat und Advocat mehr Lärm macht und  
mehr schreit,

Als Zehntausend ruhige Bürgers Leut.

Soll ich Euch zu Lärm und Blutvergießen rathen,  
So wählet einen Literaten;

Wollt ihr nichts besitzen und behalten,  
So wählet von Euren Anwalten.

Wähle nicht, der Dir doppeltes Lohn verspricht, —  
Weil es ihm dann sicher an Arbeit gebricht.

Bitte nur um's tägliche Brot,

Arbeite im Schweiß und lobe Gott,

Machst Du selbst mehr Bräatenstou,

Wird der Hungertod Dein Lohn.

Wähle, der die Kranken, die Armen, die Arbeiter  
bedachte,

Noch ehe die Zeit uns die Freiheits-Schwinderei  
brachte.

Leicht wird's kommen, daß du nur Glend hast  
errungen,

Durch die Dir viel gepriesenen Volksversammlungen;  
Leicht wirfst Du mit Hunger, Blut, Pest und Ratten

bezahlen,

Das große Geschenk der Ur- und directen Wahlen.

Drum laß, ich bitte, — dich nicht bethören,

Wähle nicht falsche Freunde, mit giftigen Lehren.

Unter den tausend Millionen Menschen, hielt und  
hält ein Jeder etwas

Anderes für Wahrheit — doch giebt's nur eine  
Wahrheit.

Den wählet nicht, der unter so vielen Millionen  
Blinden,

Den Stein der Waisen glaubt allein zu finden.

Meister und Herr spielt jetzt der Gesell,

Ueber die Ohren zieht der Knabe dem Alter das Fell.

Willst du verkehrte Welt und statt Ehre — Schand:

So laß Dich vertreten durch Jung-Deutschland.

Nicht den Edelmann wähle, sondern den edelen Mann,

Auch den Adligen wähle, ist er ein Ehrenmann.

**Mainz.** Am 26. Januar veranlaßte die  
Aufführung des „Glückners von Notre-Dame“,  
welche seither verhindert worden war, eine kleine  
Revolte, wobei das zahlreich anwesende Publikum  
durch Ausdauer die Anordnungen der städtischen  
Behörden scheitern machte. Aus Rücksicht für die  
Geistlichkeit waren nemlich einige Stellen des  
Buches gestrichen, welche besonders anstößig ge-  
schienen, und aus dem Archidiaconus Claude Frello  
hatte man einen Bogt von Notre-Dame gemacht.  
Mit diesen Abänderungen sollte das Stück ge-  
geben werden dürfen. Kaum hatte die zweite Ab-  
theilung begonnen, in welcher Claude Frello zu-  
erst erscheint, als auch der Tanz lösging, indem  
das Publikum gewahrte, daß der die Rolle gebende  
Schauspieler in dem Anzug einer Magistratsper-  
son erschien. Nun erscholl ein solches Pfeifen  
und Loben, daß der Vorhang fallen mußte. Nicht  
weniger als sechs Mal wurde der Vorhang auf-  
gezogen, und eben so oft mußte er wieder nieder-  
gelassen werden, da das Publikum keine Ent-  
schuldigung annahm. Die Behörde mußte nach-  
geben, und nun wurde der als Priester erscheinende  
Claude Frello mit stürmischem Jubel empfangen  
und das Stück ruhig zu Ende gespielt.

J. Pasker.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

Druck von Carl Ramming  
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung  
in Dresden und Leipzig.